

Feldweg und Glockenturm

|| Martin Heideggers Denken aus der Erfahrung seiner Heimat

Den Anlaß des 30. Todestags von Martin Heidegger möchte ich benutzen, um über sein Denken aus der Erfahrung seiner Heimat zu sprechen¹. Zwei kleine, aber eindrucksvolle Texte, die ganz zu Meßkirch gehören, haben mich immer schon beeindruckt: „Der Feldweg“ und „Vom Geheimnis des Glockenturms“, und sie haben mir auch zum Titel meiner Überlegungen verholfen. Diese Wahl habe ich mir nicht leicht gemacht. Zwar behandelt man dieses Thema am besten hier in Meßkirch. Dann muß man sich aber der Einwände bewußt sein, die hinter solchen Titeln lauern.

Denn man hat von verschiedener Seite immer wieder versucht, Martin Heidegger als einen provinziellen Denker abzustempeln, der im Grund genommen ein „Heimatphilosoph“ ist, die Metaphysik „verbauert“ und über die „Sprache von Meßkirch“ nicht hinauskommt². Heute ist es jedoch leichter, sich gegen solche und andere Einwände, die manchmal bloße Verunglimpfungen darstellen, zu wehren. Denn es gibt in den letzten Jahren nicht nur eine Erweiterung der Quellen, die für die Frühzeit und den Bezug zur Heimat zur Verfügung stehen, sondern auch eine Reihe vertiefender Reflexionen zum Thema³.

Gern habe ich von diesen neueren Erschließungen und Entdeckungen Gebrauch gemacht, wenn ich auch in diesem Rahmen längst nicht alles erschöpfend auswerten kann und will⁴. Vieles kommt dabei auf die Aufmerksamkeit an, die im Durchgang des Beitrags jeweils das mehrdimensionale Wort „Heimat“ bekommt⁵. Es ist jedenfalls an der Zeit, eine Synthese zu versuchen.

Das Elternhaus

Martin Heideggers Heimat ist besonders gekennzeichnet durch seine Eltern. Der Vater Friedrich (1851–1924) war Mesner und Küfermeister, als solcher im ganzen Städtchen bekannt. Die Mutter Johanna (1858–1927), geborene Kempf, war eine Bauerntochter aus dem nahegelegenen Dorf Göggingen. Über die Jugend sagt der jüngere Bruder Fritz Heidegger (1894–1980):

„Unsere sorglose Jugendzeit verdanken wir dem Elternhaus. Solche Einsicht erwächst einem nicht erst im vorgerückten Alter.

In materieller Hinsicht waren die Eltern weder arm noch reich; sie waren kleinbürgerlich und wohlhabend; es herrschte weder Not noch Üppigkeit; das Zeitwort ‚sparen‘ wurde groß geschrieben; blankes Geld, rar wie echte Perlen, war für viele Leute das ‚Herz aller Dinge‘.“⁶

Zwischen Martin und Fritz wurde noch eine Schwester Marie geboren (1891–1956). Atmosphärisch kam es jedoch vor allem auf das seelisch-geistige Klima in der Familie an:

„Das Maßhalten in allem galt als ungeschriebene Grundregel. Darin war mitenthalten die Toleranz Andersdenkenden gegenüber ... Vater und Mutter erlebten in jungen Jahren den beiderseitigen Fanatismus des Meßkircher sogenannten Kulturkampfes und seine Nachwehen aus nächster Nähe. Aufgrund dieser erregenden Ereignisse wurde ihre Haltung und Einstellung – fast unbewußt – von Jahr zu Jahr mehr beseelt und durchdrungen von dem, was man heutzutage ‚ökumenische Gesinnung‘ nennt. Den Kirchplatz und die zahlreiche Nachbarschaft umwehte ein humaner Geist“ (ebd. 61).

Den Vater bezeichnet Fritz Heidegger als einen „großen Schweiger ... Über unnütze Worte brauchte er wohl keine Rechenschaft abzulegen, nichts hören wollte er von Leuten, die das Gras wachsen hören ... immerhin stand er als Mesner (bei Taufen, Trauungen, Beerdigungen) und als Handwerker stets in einer losen Verbindung mit allen Bevölkerungsschichten“ (ebd. 62). Die Mutter kennzeichnet er auf folgende Weise:

„Die Mutter war eine lebensfrohe Frau, ohne mit Fisimatenten geplagt zu werden. Kontaktfreudig liebte sie sinnvolle Gespräche und gesellige Unterhaltung; sie verschmähte auch nicht ein Schwätzerle mit ihresgleichen, aber ohne Schwatzbasenallüren. Als große Blumenfreundin war die Mutter eine Künstlerin im Zieren der Altäre vor den kirchlichen Hochfesten ... Was die Mutter anpackte, hatte Hand und Fuß. Oft sagte sie, das Leben sei so schön eingerichtet, daß man sich immer auf etwas freuen dürfe. Hinter diesem Ausspruch verbarg sich ihre meist verschwiegene religiöse Erfahrung, daß ‚im Stande der Gnade alles Widerwärtige des Lebens leicht zu ertragen sei““ (ebd. 61f.).

So konnte die Mutter, eine praktische Frau, das Schweigen und den Ernst des Vaters durch lebensfrohe Heiterkeit auflockern und ausgleichend ergänzen.

Vater Friedrich arbeitete jahraus, jahrein mit großem Fleiß zehn Stunden am Tag und sechs Tage in der Woche in seinem Ein-Mann-Betrieb. „In der Werkstatt des Vaters“ – so Fritz zu Martin Heidegger – „hast Du viel gebastelt. Gemeinsam halfen wir mit beim Zurichten des Küferholzes. Geküfert wurden Standen, Zuber, Kübel, große Jauchefässer sowie goldgelb glitzernde eichene Most- und Weinfässer. Oftmals hantiertest Du dabei selbst mit Hammer und Hobel“ (ebd. 59f.).

Hier darf man den Charakter des Mesnerhauses nicht unterschätzen. Fritz Heidegger schreibt an Pfarrer Franz Ehret am 28. Dezember 1947 über seinen Bruder Martin: „Wer Martin nicht als in der Sakristei aufgewachsenen Mesnerbuben kennt, hat seine Philosophie nicht begriffen, wenn auch der äußere Anschein oft anders aussieht.“⁷

Die Mesnerbuben haben dem Vater immer wieder viel bei der Zurüstung in der Sakristei geholfen. Besonders in Erinnerung blieb den beiden Söhnen der Glockendienst, wie es besonders eindrucksvoll in der kleinen Erzählung „Vom Geheimnis des Glockenturms“ aufbewahrt ist. Dabei gab es auch noch andere Jungen aus dem Städtchen, die besonders bei großen Festen im Glockenturm mitgeholfen haben. Man hieß sie die Läuterbuben:

„Aber es war das Wundersame des Hauses, des ungewöhnlichen Augenblicks, die Erwartung des Läutens und des Festtages selbst. Die Erregung begann noch im Mesnerhaus selbst, wenn die gesättigten Buben dort im Hausgang die Laternen anzündeten. Sie waren durch die Reste der Altarkerzen erleuchtet, die der Mesner für diese Zwecke in der Sakristei sammelte in einer Lade, aus der wir Mesnerbuben uns selbst die ‚Kerzen‘ für *unseren* Altar holten, an dem wir zum ernstesten Spiel ‚die Messe lasen‘.“⁸

Die Buben waren so mit dem Reigen des Kirchenjahres und damit auch mit den Jahreszeiten sehr eng verwoben. So lebten sie eng verbunden mit dem Lauf der Natur und im Rhythmus der großen Feste. Dies hat im Mesnerhaus eine eigene Gediegenheit und Ordnung im Umgang mit Zeit und Ewigkeit geschaffen: der Glockenturm war ein aufgerichteter Fingerzeig gegen den Himmel und das, was er für das Leben der Menschen bedeutet, zugleich aber zeigte er durch die Uhr, den Glockenschlag und das Läuten die Zeitlichkeit und die Gestalt des endlichen Lebens an.

Zu Meßkirch gehörten auch die unmittelbare Umgebung und die weite Landschaft. Das Städtchen öffnet sich rasch auf seine Umwelt hin. Dies zeigt wiederum die enge Verbundenheit, wie sie besonders auch aus der kleinen Besinnung „Der Feldweg“ deutlich wird. Sie beginnt mit den Worten:

„Er läuft aus dem Hofgartentor zum Ehnried. Die alten Linden des Schloßgartens schauen ihm über die Mauer nach, mag er um die Osterzeit hell zwischen den aufgehenden Saaten und erwachenden Wiesen leuchten oder um Weihnachten unter Schneewehen hinter dem nächsten Hügel verschwinden. Vom Feldkreuz her biegt er auf den Wald zu. An dessen Saum vorbei grüßt er eine hohe Eiche, unter der eine roh gezimmerte Bank steht“ (ebd. 11 = GA 13, 87).

Natur und Kultur gehen ineinander über. Der Mensch kann auch durchaus in dieser Landschaft für sich selbst lernen:

„Indessen begannen Härte und Geruch des Eichenholzes vernehmlicher von der Langsamkeit und Stete zu sprechen, mit denen der Baum wächst. Die Eiche selber sprach, daß in solchem Wachstum allein gegründet wird, was dauert und fruchtet: daß wachsen heißt: der Weite des Himmels sich öffnen und zugleich in das Dunkle der Erde wurzeln; daß alles Gediegene nur gedeiht, wenn der Mensch gleich recht beides ist: bereit dem Anspruch des höchsten Himmels und aufgehoben im Schutz der tragenden Erde“ (ebd. 12 = GA 13, 88).

Beziehungen zu Beuron

Damit sind wir auch schon beim geradezu fließenden Übergang zwischen dem Wandel der Landschaft und dem Rhythmus der Natur und dem Leben der Menschen in Geschichte und Kultur. Es wird auch deutlich im Zusammenhang des Namens Martin. Die Stadtkirche, wo der Vater seine Mesnerdienste ausübte, ist dem heiligen Martin geweiht. Martinus-Patrozinien deuten besonders im Südwesten Deutschlands auf einen alten Schutzpatron, der durch die Teilung seines Mantels mit einem frierenden Menschen am Stadttor von Amiens ein unvergeßliches Bild in die Tradition der Kirche und weit darüber hinaus gegeben hat. Es war immerhin ein Soldat, der dies tat. Es ist nicht nur eine Vermutung, daß der älteste Sohn des Mesners nach dem Stadt- und Kirchenpatron von Meßkirch benannt worden ist.

Wie wir aus den letzten Jahren deutlich wissen und viel besser erkennen können, gehörte die Erzabtei St. Martin in Beuron an der oberen Donau mit zu der Landschaft, die es Martin Heidegger antat. Aus den jüngsten Veröffentlichungen⁹ wissen wir, daß der fünfjährige Bub mit seiner Mutter zum ersten Mal nach Beuron pilgerte. Die dort gefeierte Liturgie machte besonders auch auf Andersgläubige und manchmal auch Ungläubige einen geheimnisvollen Eindruck. Auch später gab es in den philosophischen Analysen noch aufschlußreiche Zusammenhänge mit Beuron¹⁰. Wenn Heidegger dort war, nahm er gewöhnlich am Leben der Mönche teil und folgte auch ihrem anstrengenden Lebensrhythmus:

„Wir Modernen haben vielfach den Blick für das Einfache verloren, uns reizt das Komplizierte; da ja diese scheue Furcht vor *Prinzipien*, die als solche immer das einfachste sind, daher die völlige Undisponiertheit für die grandiose Einfachheit und stille Größe der christlichen Weltanschauung und des katholischen Glaubens. Wollen wir durch den Sieg in Zukunft nicht besiegt werden, dann *müssen wir prinzipiell aus der Prinzipienlosigkeit in den elementarsten Lebensfragen herauskommen*.“¹¹

Auch später ist Beuron für Martin Heidegger ein sehr zentrales Symbol geblieben, wie besonders der Briefwechsel mit Elisabeth Blochmann zeigt¹². Auch noch in größerer Entfernung vom kirchlichen Leben seiner Zeit behält Beuron eine tiefe Anziehungskraft, denn hier brechen besonders in der Liturgie immer wieder die Urgewalten des menschlichen Lebens durch, wie zum Beispiel die Nacht im Zusammenhang der Komplet:

„Denn die Wahrheit unseres Daseins ist kein einfach Ding. Ihr entsprechend hat die innere Wahrhaftigkeit ihre eigene Tiefe und Vielfältigkeit. Sie besteht nicht allein aus den zurechtgelegten rationalen Überlegungen. Sie bedarf ihres Tages und der Stunde, in der wir das Dasein ganz haben. Dann erfahren wir, daß unser Herz in allem seinem Wesentlichen sich der Gnade offenhalten muß. Gott – oder wie Sie es nennen – ruft jeden mit anderer Stimme. Wir dürfen uns nicht an das spröde Gemächte halten, das die Heutigen sich vorerfinden, sondern müssen in der Geschichte die Macht und Gedicgenheit des Großen verehren. Die Vergangen-

heit des menschlichen Daseins im großen ist nicht nichts, sondern das, wohin wir immer wieder zurückkehren, wenn wir in die Tiefe gewachsen sind. Aber diese Rückkehr ist kein Übernehmen des Gewesenen sondern die Verwandlung“ (ebd. 31 f.).

In diesem Zusammenhang steigert sich die Bedeutung von Beuron bis zu einem gewissen Gipfel:

„So muß uns der heutige Katholizismus und all dergleichen, der Protestantismus nicht minder, ein Greuel bleiben – und doch wird ‚Beuron‘ wenn ich es kurz so nenne – als ein Samenkorn für etwas Wesentliches sich entfalten.“¹³

Alfred Denker betont:

„Gerade in Beuron sind die heimatliche Erde, das Donauhaus seiner Ahnen und der Himmel über ihr, das Kloster, miteinander verschmolzen. Diese Verflechtung schenkt die Gnade und läßt die Quellen der Bodenständigkeit fließen, im Beuroner Kloster werden sie auch heute noch in die Obhut genommen.“¹⁴

Dies zeigt eindringlich, wie sehr diese fundamentalen Erfahrungen Heideggers bis in die spätere Zeit maßgebend geblieben sind, auch wenn Fragen offen bleiben zum Beispiel nach dem Verhältnis zwischen der Begeisterung für die gelebte Liturgie und der Ablehnung – wenn es denn eine ist – der Glaubensgrundlagen. Es darf ja nicht der Eindruck entstehen, Martin Heidegger sei das ganze Leben hindurch eben der ländliche Philosoph geblieben. In manchen Darstellungen bleibt auch der Eindruck, dieses Bekenntnis Heideggers zu den tieferen Wurzeln der katholischen Kirche sei im Grund nur der „Kontrolle der katholischen Kirche“ zu verdanken¹⁵.

In Wirklichkeit mußte der junge Martin Heidegger natürlich bald und auf lange Zeit seine Heimat verlassen. Heidegger besuchte die Meßkircher Volks- und Bürgerschule von 1895 bis 1903. Von 1903 bis 1906 lernte er im Gymnasium in Konstanz, von 1906 bis 1909 im Gymnasium und im Erzbischöflichen Konvikt in Freiburg im Breisgau. Hier lernte Martin Heidegger andere Mächte kennen, die in sein Leben hineinwirkten und denen er sich stellen mußte. Dies braucht hier nicht im einzelnen verfolgt zu werden¹⁶. Ebenso übergehe ich für diesen Beitrag die wichtige Beziehung Martin Heideggers zu seinem Meßkircher Landsmann Conrad Gröber, Stadtpfarrer in Konstanz und späterer Erzbischof von Freiburg.

Mitgift von Meßkirch

Der junge Martin Heidegger mußte seinen eigenen Weg finden. Dies ging nicht ohne Auseinandersetzung mit den Mächten und Kräften der Heimat. Dabei wußte er, daß er ihr bleibend viel verdankt. Nicht zufällig dankt er gerade in seinen Ansprachen hier in Meßkirch immer wieder der Heimat für all das, was er an Wurzelnkräften von ihr geschenkt bekommen hat¹⁷. Vermutlich sieht man in der Regel erst,

wenn man älter wird, was diese Mitgift der Heimat bedeutet. So heißt es bei der Feier des 70. Geburtstages am 26. September 1959 im Anschluß an Hölderlin:

„Aber es gehört zu den Geheimnissen des menschlichen Lebens und des Denkens zumal, daß man das Licht und den Lichtstrahl, worin wir die Dinge zu sehen pflegen, daß man dieses Licht selten und kaum – und ich sage es ganz deutlich – sehr spät erblickt.“¹⁸

Aber es überrascht dann doch wieder, daß es Martin Heidegger schon früh und regelmäßig immer wieder nach Meßkirch gezogen hat, ganz gewiß auch an den Ursprung seiner Familie, die Gräber der Eltern und nicht zuletzt zu seinem Bruder Fritz¹⁹. Die vielen Besuche sind jetzt auch dokumentiert in dem Buch „Mein liebes Seelchen“.

Diese Verbundenheit ist besonders wichtig, wenn man sich nun auch die Wandlungen etwas stärker betrachtet, die in den Jahren nach der Habilitation im Jahr 1915 stattfinden. Vieles ändert sich in dieser Zeit. Als Edmund Husserl 1916 als Nachfolger von Heinrich Rickert nach Freiburg kommt, schließt sich Martin Heidegger immer stärker ihm an, bewahrt aber eine eigene Ausrichtung²⁰. Als er im Jahr 1917 Thea Elfride Petri heiratet, die evangelischen Glaubens ist, kümmert er sich nun stärker um die evangelische Theologie, wobei die Beschäftigung mit Luther noch weiter zurückgehen mag²¹. Berühmt geworden ist der Brief vom 9. Januar 1919, wo von einem „Bruch“ mit dem Katholizismus die Rede ist. Es ist gut, diesen Brief in den wichtigsten Partien selbst zur Kenntnis zu nehmen:

„Erkenntnistheoretische Einsichten, übergreifend auf die Theorie geschichtlichen Erkennens haben mir das *System* des Katholizismus problematisch und unannehmbar gemacht – nicht aber das Christentum und die Metaphysik (diese allerdings in einem neuen Sinne).“

Er spricht von einer „Umbildung meiner prinzipiellen Standpunktnahme“, weist aber auch darauf hin, daß er nicht „das objektive vornehme Urteil und die Hochschätzung der katholischen Lebenswelt einer verärgerten und wüsten Apostatenpolemik hintansetzen“ möchte:

„Es ist schwer zu leben als Philosoph – die innere Wahrhaftigkeit sich selbst gegenüber und mit Bezug auf die, für die man Lehrer sein soll, verlangt Opfer und Verzicht und Kämpfe, die dem wissenschaftlichen Handwerker immer fremd bleiben. – Ich glaube, den inneren Beruf zur Philosophie zu haben und durch seine Erfüllung in Forschung und Lehre für die ewige Bestimmung des inneren Menschen – *und nur dafür* das in meinen Kräften Stehende zu leisten und so mein Dasein und Wirken selbst vor Gott zu rechtfertigen.“²²

Es ist nicht einfach, mit solchen Texten umzugehen. Sie zeugen von mehreren Anläufen zu einem selbständigen Durchbruch, aber auch von gewissen spannungsvollen „Stimmungen“ in Heideggers Denken. Man sieht dies am besten, wenn man in diesem Kontext einen Brief Martin Heideggers vom 19. August 1921, also zwei Jahre später, an Karl Löwith zitiert, in dem er erklärt: „Zu dieser meiner Faktizität gehört – was ich kurz nenne –, daß ich ‚christlicher Theologe‘ bin.“²³

Auf den Text von 1919 (Brief an Engelbert Krebs) ist später noch einmal zurückzukommen; er bedarf einer sehr differenzierten Interpretation. Aber er ist zweifellos ein Zeichen für das Einschlagen eines selbständigen Weges über die bisherige Beschreibung hinaus. Diese Entwicklung wird sehr deutlich, wenn man die verschiedenen Lebensläufe aus den Jahren 1913 (Promotion), 1915 (Habilitation) und 1922 im Zusammenhang der Berufung nach Marburg betrachtet (vgl. GA 16, 32 ff., 37 ff., 41 ff.). War 1915 noch von Plänen einer Vertiefung der mittelalterlichen Philosophie mit Hilfe des modernen Denkens die Rede (vgl. ebd. 39), so sind die Töne in der Vita vom 30. Juni 1922 deutlicher:

„Schon bei Beginn der akademischen Lehrtätigkeit wurde mir klar, daß eine echte wissenschaftliche Forschung frei von jeglichem Vorbehalt und versteckter Bindung nicht möglich sei bei wirklicher Festhaltung des katholischen Glaubensstandpunktes. Für mich selbst war dieser durch die unausgesetzte Beschäftigung mit dem Urchristentum im Sinne der modernen religionsgeschichtlichen Schule unhaltbar geworden. Den Theologen wurde meine Vorlesung verboten“ (ebd. 43).

Er erklärt außerdem: „Ich unterschätzte damals noch die Tragweite, die das notwendige Durchdenken der prinzipiellen Fragen für eine Problemgeschichte der Philosophie unbedingt haben muß“ (ebd. 42).

So leicht auf einen Nenner zu bringen ist die Gesamtentwicklung Martin Heideggers jedoch nicht. Als er in Marburg seine Vorlesungen und Seminare beginnt, beschäftigt ihn, zum Teil gemeinsam mit Rudolf Bultmann, die theologische Tradition, vor allem auch das Mittelalter. So muß man auch diese Jahre in den Gesamtweg Heideggers einbeziehen. Heidegger ist eben nicht leicht auf einen bequemen Nenner zu bringen. Im katholischen Freiburg beschäftigt er sich schon früh mit Martin Luther, im evangelischen Marburg widmet er einen wichtigen Teil einer Vorlesung im Wintersemester 1926/27 Thomas von Aquin²⁴, wie überhaupt das Verhältnis Heideggers zum Mittelalter noch einer zusammenfassenderen Darstellung bedarf. Fritz Heidegger schreibt seinem Bruder zum 80. Geburtstag:

„Dein Weg führte schnurgerade über die vielen Studienjahre hinweg zum Katheder im philosophischen Hörsaal. Die vier Semester Theologie waren eine unumgehbare, zur Sache gehörende Zwischenstation ... Von da an erwachte in dir die Grund- und Hauptfrage Deines Denkens: Was heißt Sein?“²⁵

Bei allen Umbrüchen blieb doch immer wieder auch die Verbindung zur Heimat. Dies gilt, gerade auch in Krisenzeiten, für die Beziehungen zu Beuron und die Bedeutung der Erzabtei für Martin Heidegger. Gewiß treten einzelne Glaubensinhalte und theologische Reflexionen ziemlich zurück. So vermißt man vor allem auch einen deutlichen Hinweis auf die Person und das Werk Jesu Christi. Aber wenn es um die Kräfte der Heimat geht, zögert Martin Heidegger nicht. In der Tischrede bei der Primizfeier des Neffen Heinrich Heidegger am Pfingstsonntag 1954 kommt dies

deutlich zum Ausdruck. Er stattet Dank ab für den Priesterberuf seines Neffen, nämlich „daß sich heute eine Bitte erfüllt hat, deren Gebet weit über uns zurückreicht zu unseren Eltern und Großeltern“. Im Blick auf das Verhältnis der geschöpflichen Wirklichkeit zur Gnade schreibt er, wieder im Anschluß an das Hölderlin-Wort aus der Hymne „Der Rhein“ (IV. Strophe)²⁶:

„Das meiste an natürlichen Gaben bringt die heimatliche Erde und der Himmel über ihr. Aus ihnen gedeiht Jenes, was stark genug ist, dem Geschenk der Gnade entgegenzuwachsen. – Doch gerade diese Quellen für das natürliche Wachstum alles gediegenen Menschenwesens sind heute so bedroht wie noch nie. Diese Quellen können auch nicht durch künstliche Maßnahmen vor einem Versiegen bewahrt werden. Keine Organisation vermag jene natürlichen Wachstumskräfte zu ersetzen. – Wo indessen die Quellen noch fließen, können wir ihren Segen schützen und sein Walten in die Obhut nehmen ... Möge das Erbe, das sich in Jahrhunderten an irdischen und himmlischen Kräften unserer Heimat gesammelt hat, in Dir wach bleiben“ (GA 16, 488–490).

Modernisierung auf Kosten der Heimat

Damit ist die Sorge bereits angeklungen, die Martin Heidegger zunehmend beschäftigt, daß nämlich durch die – weitgehend wohl unbeabsichtigten – Nebenfolgen der Modernisierung diese ursprünglichen Wachstumskräfte der Heimat zerstört werden könnten. So heißt es auch in der eben erwähnten Tischrede bei der Primizfeier: „Möge dieses Erbe an seinem Teil und in seinen Grenzen Dir mithelfen, in einer Welt des Betriebes und der Verödung jederzeit das Bodenständige zu spüren und das Quellenhafte zu erfahren und *den* Lichtstrahl zu erblicken, in dessen Schein sich das Reine und Rechte zeigt“ (ebd. 490).

Wenn Martin Heidegger auf seine heimatlichen Erfahrungen zurückkommt, weiß er nur zu gut, daß er sich nicht in die romantische Wärme der Vergangenheit zurückflüchten darf. Als er von den Spielen seiner Jugend erzählt, heißt es: „Jene Fahrten des Spieles wußten noch nichts von Wanderungen, auf denen alle Ufer zurückbleiben.“²⁷ Der Feldweg kündigt jedoch auch den heutigen Menschen von den heilenden Kräften, „daß in solchem Wachstum allein gegründet wird, was dauert und fruchtet: daß wachsen heißt: der Weite des Himmels sich öffnen und zugleich in das Dunkel der Erde wurzeln; daß alles Gediegene nur gedeiht, wenn der Mensch gleich recht beides ist: bereit dem Anspruch des höchsten Himmels und aufgehoben im Schutz der tragenden Erde“ (ebd.). In der Erfahrung der Zerstörung vieler heimatlicher Kräfte erkennt er noch stärker als bisher ihre heilenden Chancen. Das ist, was er den „Zuspruch“ des Feldweges nennt:

„Das Einfache verwahrt das Rätsel des Bleibenden und des Großen. Unvermittelt kehrt es bei den Menschen ein und braucht doch ein langes Gedeihen. Im Unscheinbaren des immer Selben verbirgt es seinen Segen. Die Weite aller gewachsenen Dinge, die um den Feldweg ver-

weilen, spendet Welt. Im Ungesprochenen ihrer Sprache ist, wie der alte Lese- und Lebemeister Eckehardt sagt, Gott erst Gott“ (ebd. 13).

Heidegger hat Sorge, daß die Menschen diesen Zuspruch nicht mehr vernehmen können:

„Sie sind Hörige ihrer Herkunft, aber nicht Knechte von Machenschaften. Der Mensch versucht vergeblich, durch sein Planen den Erdball in eine Ordnung zu bringen, wenn er nicht dem Zuspruch des Feldweges eingeordnet ist. Die Gefahr droht, daß die Heutigen schwerhörig für seine Sprache bleiben. Ihnen fällt nur noch der Lärm der Apparate, die sie fast für die Stimme Gottes halten, ins Ohr. So wird der Mensch zerstreut und weglos. Den Zerstreuten erscheint das Einfache einförmig. Das Einförmige macht überdrüssig. Die Verdrießlichen finden nur noch das Einerlei. Das Einfache ist entflohen. Seine stille Kraft ist versiegt“ (ebd.).

In dieser Grundeinstellung kann der „Zuspruch des Feldweges“ freilich auch die heilenden Kräfte retten. Heidegger spricht von der vermittelnden Kraft einer wissenden Heiterkeit, die zum Beispiel um das Frühjahr und den Herbst, das Spiel der Jugend und die Weisheit des Alters weiß: „Die wissende Heiterkeit ist ein Tor zum Ewigen. Seine Tür dreht sich in den Angeln, die aus den Rätseln des Daseins bei einem kundigen Schmied einst geschmiedet worden“ (ebd. 14).

Wir brauchen an dieser Stelle nicht Heideggers Gedanken zur neuzeitlichen Technik und zu unseren modernen Lebensbedingungen darzulegen. Sie können auf Menschen von heute manchmal wirken wie Erinnerungen an die Kulturkritik in verschiedenen Phasen des 20. Jahrhunderts. Aber dies wäre wohl zu einfach. Ein kurzes Wort Heideggers möge genügen: „Ich habe nie *gegen* die Technik gesprochen, auch nicht gegen das sogenannte Dämonische der Technik. Sondern ich versuche: das *Wesen* der Technik zu verstehen“ (GA 16, 706). Aber es ist deutlich geworden, daß angesichts dieser Entwicklung die Sorge um den Erhalt der heimatlichen Kräfte wächst, zugleich aber auch das Wissen um ihre Unentbehrlichkeit entschiedener wird.

Auf der Suche nach Heimat

Heimat hat immer auch etwas zu tun mit einer letzten Geborgenheit des Menschen. Deswegen ist der Begriff der Heimat eben stark endzeitlich gebraucht, wenn er im Glauben verwendet wird. Der Glaubende ist letztlich ein Bürger des Himmels und kann am Ende nur dort eine wahre Heimat finden. Dies schließt nicht aus, sondern ein, daß er schon in dieser geschichtlichen Heimat einen Vorschein jener endgültigen Heimat findet.

Martin Heidegger war sich dessen von Anfang an bewußt, wenn er etwa in der Besinnung „Vom Geheimnis des Glockenturms“ am Ende schreibt, warum sich die

Mesnerbuben und die Läuterbuben im Glockenturm so zu Hause fühlen. So heißt es am Ende dieser kleinen Erzählung, die vermutlich aus dem Jahr 1946 stammt:

„Die geheimnisvolle Fuge, in der sich die kirchlichen Feste, die Vigiltage, und der Gang der Jahreszeiten und die morgendlichen, mittäglichen und abendlichen Stunden jeden Tages ineinanderfügten, so daß immerfort *ein* Läuten durch die jungen Herzen, Träume, Gebete und Spiele ging – sie ist es wohl die mit eines der zauberhaftesten und heilsten und währendsten Geheimnisse des Turmes birgt, um es stets gewandelt und unwiederholbar zu verschenken bis zum letzten Geläut ins Gebirg des Seyns.“²⁸

So bin ich fest überzeugt, daß man im gesamten Werk Heideggers, auch in der Mitte und in der Spätzeit, immer wieder solche Hinweise zu den Kräften der Heimat findet. Manchmal ist es verschlüsselt, wenn er etwa manches Abraham a Sancta Clara (vgl. GA 13, 1–3) oder Johann Peter Hebel, den Hausfreund (vgl. GA 13, 117 ff., 123 ff., 133 ff.), sagen läßt. Dann kann Heidegger auch durchaus von der „anderen Seite“ des Lebens sprechen (vgl. insgesamt GA 16, 491 ff., 598 ff.). Dies wäre eigens und ausführlicher darzustellen, wozu heute durch die vielen Veröffentlichungen durchaus die Gelegenheit besteht.

So gibt es bei Martin Heidegger im Gesamtwerk eine enge Verbindung zwischen dem „Feldweg“, dem Wohnen des Menschen und dem Verständnis des Denkens. Dieses braucht die Erfahrung des „Feldweges“. So taucht auch immer wieder eine Assoziation des Denkens und des Feldweges außerhalb der aus dem Jahr 1947 stammenden kleinen Skizze „Der Feldweg“ auf. Darum wurden die Gespräche aus dem Jahr 1944/45 „Feldweg-Gespräche“ genannt und wurden 1995 als „Erdachte Gespräche“ in der Gesamtausgabe (GA 77) veröffentlicht. Heidegger hat einen Teil im Jahr 1959 in dem Bändchen „Gelassenheit“ unter dem Titel „Zur Erörterung der Gelassenheit – aus einem Feldweggespräch über das Denken“ veröffentlicht²⁹. Wenn hier von „Feldweg“ die Rede ist, geht es also nicht mehr um den in Meßkirch beschriebenen Weg („Er läuft aus dem Hofgartentor zum Ehnried“), sondern um eine ganz bestimmte Erfahrung des Denkens, für dessen Stetigkeit und Gediegenheit der Feldweg so etwas wie ein Realsymbol ist.

Übrigens gibt es eine ähnliche Perspektive im Blick auf die kleine erzählerische Skizze „Vom Geheimnis des Glockenturms“ (1954)³⁰. Zu den Feldweg-Gesprächen gehört nämlich ein zweiter Abschnitt „Der Lehrer trifft den Türmer an der Tür zum Turmaufgang“ (GA 77, 161–202). Dies ist nicht weit weg von Gedanken über den Menschen als Wächter und Hirten, die an das frühe griechische Denken und besonders auch an Platon erinnern (vgl. z.B. GA 66, 6f.). Schon früh und für lange Zeit erscheint bei Heidegger der Mensch als „Wächter des Seins“³¹. Es gibt noch viele Hinweise, vor allem in den Hölderlin-Interpretationen, zum Beispiel über das Heilige und das Fest bzw. die Feier, die in eine ähnliche Richtung gehen³².

Heimat – Provinz – Kitsch

Man muß dieses strenge Denken Heideggers abheben von einem gewissen unverbindlichen Spiel mit dem Gedanken des Feldweges, der am Ende doch losgelöst erscheint vom Denken Heideggers. Dadurch wird der Ernst seines Denkens über den Feldweg eher verschleiert³³.

Vielleicht gibt es aber auch bei Heidegger selbst eine gewisse Krise im Denken der Heimat. Martin Heidegger hat die Ablehnung eines zweifachen Rufes an die Universität Berlin (1930 und 1933) etwas trotzig begründet, wie schon die Überschrift zeigt: „Schöpferische Landschaft: warum bleiben wir in der Provinz?“ (GA 13, 9–13). Dort streift die Darstellung ein wenig das Kitschige (vgl. ebd. 12f.). Aber in Verbindung mit den Verwirrungen des Jahres 1933 nähert sich manchmal die Anhänglichkeit an die „Heimat“ auch einer etwas fragwürdigen Blut- und Boden-Mystik³⁴. Ich habe schon in meiner Dissertation aus dem Jahr 1962, als es noch kaum eine Diskussion zum Thema „Heidegger und der Nationalsozialismus“ gab, darauf hingewiesen, warum und wie diese Tendenzen zu einer Krise in Heideggers Denken dieser Zeit gehören, ohne daß es deswegen schon gänzlich verworfen werden darf. Dies hängt gewiß auch zusammen mit einer geradezu dem Mythos und mythischer Rede zugewandten Denken (vgl. ebd. 756ff.). Heidegger hat vor allem versucht, in seinen Hölderlin-Interpretationen aus dieser Krise herauszufinden.

Diesen Fragen muß man sich stellen, wenn man die wichtige und tiefe Bedeutung der Heimat für Heideggers Denken überzeugend herausstellen will. Ich bin fest davon überzeugt, daß er uns damit heute Wesentliches zu sagen hat. Er sieht ein Grundübel unserer Zeit in der Heimatlosigkeit³⁵ des Menschen. Eine andere Frage bleibt nicht aus: ob man mit dieser Interpretation am Ende nicht Heidegger zu sehr für ein christlich und theologisch inspiriertes Denken vereinnahmt? Darüber ist sicher noch nicht das letzte Wort gefallen. Aber es ist wohl auch deutlich geworden, daß man es sich hier nicht zu einfach machen darf.

Martin Heidegger – (noch) Christ?

Man hat sich natürlich diese Fragen auch vor 30 Jahren im Zusammenhang des Todes und der Beerdigung von Martin Heidegger gestellt: Ist er wirklich noch ein Christ? Warum will er katholisch beerdigt werden? Ich möchte diese Fragen mit der Ansprache meines verehrten Lehrers Bernhard Welte, auch eines Sohnes der Stadt Meßkirch, am Grab Martin Heideggers beantworten, die er bei der Beisetzung am 28. Mai 1976 gesprochen hat³⁶:

„Ist es der Sache angemessen, Martin Heidegger christlich zu beerdigen? Ist es der Botschaft des Christentums angemessen, ist es dem Denkweg Heideggers angemessen? Er jedenfalls hat es gewünscht. Er hat auch sonst seine Verbindung zur Gemeinschaft der Glauben-

den nie unterbrochen. Er ist freilich seinen eigenen Weg gegangen, und er hat ihn wohl gehen müssen, seinem Geheiß folgend und man wird diesen Weg nicht ohne weiteres einen christlichen im üblichen Sinn des Wortes nennen können. Aber es war der Weg des vielleicht größten Suchenden dieses Jahrhunderts. Er suchte wartend und auf die Botschaft horchend den göttlichen Gott und seinen Glanz. Er suchte ihn auch in der Predigt Jesu. So darf man wohl über dem Grab dieses großen Suchers die Worte des Trostes des Evangeliums sprechen und die Gebete des Psalms, vor allen Dingen des Psalms *De profundis*, und das größte der Gebete, jenes, das Jesus uns gelehrt hat.“³⁷

Dies entspricht nach meinem Urteil auch dem Warten Heideggers auf den „letzten Gott“³⁸, der eine ausgesprochen adventliche Gestalt ist, auf den man nur warten und hoffen kann. Ich bin aber auch überzeugt, daß man ihm *jetzt* schon vorläufig und bruchstückhaft begegnen kann. Aber was wir einmal endgültig und ganz sein werden, ist jetzt noch vielfach verhüllt und verborgen. Aber wir würden wohl nicht so immer wieder nach der Heimat fragen und suchen, wenn sie uns ganz fremd wäre. Ein Freund Heideggers hat dies auch unter das Wort gestellt: „Auf einen Stern zugehen“³⁹. Martin Heidegger hat ein enges Verhältnis zur Sakristei – sie ist der Vorhof zur Kirche. Aus einer ganz anderen Denkweise kommend hat es Ernst Bloch am Ende seines großen, dreibändigen Werkes „Das Prinzip Hoffnung“ auch mit dem Wort Heimat bezeichnet, wohin gleichsam alles mündet: „etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat“⁴⁰.

Wer vor dem Grab von Martin Heidegger steht, wird entdecken, daß statt des – in der Meßkircher Gegend üblichen – Kreuzes auf dem Grabstein ein Stern zu finden ist. Vielleicht hat er bei diesem „großen Suchenden“ Martin Heidegger mehr mit dem Stern von Bethlehem zu tun, als viele denken mögen. Vielleicht auch mehr als er selbst.

ANMERKUNGEN

¹ Redaktionell leicht bearbeiteter und gekürzter Festvortrag anlässlich des 30. Todestages von Martin Heidegger am 26. Mai 2006 in Meßkirch. Die Stadt Meßkirch bereitet eine Publikation der Ansprachen des Festakts vor, die die Originalfassung dieses Vortrags enthält.

² Vgl. dazu R. Minder, Heidegger u. Hebel oder die Sprache von Meßkirch, in: ders., Der Dichter u. die Gesellschaft (Frankfurt 1972) 234–294; D. Thomä, Die Zeit des Selbst u. die Zeit danach. Zur Kritik der Textgeschichte Martin Heideggers 1910–1976 (Frankfurt 1990); G. Anders, Über Heidegger (München 2001) (Nachwort von D. Thomä: 398–433, 471 ff.). Vgl. auch Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. v. D. Thomä (Stuttgart 2003) 306–325 u. ö.; P. Sloterdijk, Nicht gerettet. Versuche nach Heidegger (Frankfurt 2001), dort einige Formulierungen im Klappentext („trotzige Anhänglichkeit an die ländliche Welt“, „Feldweg- und Hüttenwahrheit“, „Provinzwahrheit“ usw.).

³ Vgl. M. Heidegger, Reden u. andere Zeugnisse eines Lebensweges, in: ders., Gesamtausgabe (= GA), Bd. 16 (Frankfurt 2000); Besinnung = GA 66 (Frankfurt 1997); Feldweg-Gespräche = GA 77 (Frankfurt 1995); Aus der Erfahrung des Denkens 1910–1976 = GA 13 (Frankfurt 1983). – Neue Texte finden sich mit Interpretationen in: Heidegger u. die Anfänge seines Denkens = Heidegger-Jahrbuch 1, hg. v.

A. Denker, H.-H. Gander u. H. Zaborowski (Freiburg 2004). Zusätzliche Texte mit Interpretationen finden sich in: Martin Heidegger u. seine Heimat, hg. v. A. Denker u. E. Büchin (Stuttgart 2005); H.-D. Zimmermann, Martin u. Fritz Heidegger. Philosophie u. Fastnacht (München 2005); manchen Aufschluß findet man auch in: „Mein liebes Seelchen“. Briefe Martin Heideggers an seine Frau Elfride (1915–1970), hg. u. kommentiert v. G. Heidegger (München 2005). Neue Materialien finden sich auch in den Briefwechseln Heideggers mit E. Kästner, E. Blochmann, I. v. Bodmershof, B. Welte, M. Müller, H. Arendt, L. v. Ficker (vgl. die bibliographischen Angaben bei M. Geier, Martin Heidegger. Reinbek 2005, 151f.); J. Schaber, Martin Heideggers „Herkunft“ im Spiegel der Theologie u. Kirchengeschichte des 19. u. beginnenden 20. Jahrhunderts, in: Heidegger-Jahrbuch 1, 159–184; ders., *Te lucis ante terminum*. Martin Heidegger u. das benediktinische Mönchtum, in: Edith Stein Jahrbuch 8 (2002) 281–294; Der Theologiestudent Martin Heidegger u. sein Dogmatikprofessor Carl Braig, in: Freiburger Diözesanarchiv, 125. Band. Dritte Folge – 27. Band (2005) 329–347; A. Denker, „Ein Samenkorn für etwas Wesentliches“. Martin Heidegger u. die Erzabtei Beuron, in: EuA 79 (2003) 91–106; vgl. ferner H. Ott, Martin Heidegger. Unterwegs zu einer Biographie (Frankfurt 1992); Annäherungen an Martin Heidegger (FS H. Ott, Frankfurt 1996); Das Maß des Verborgenen. Heinrich Ochsner (1891–1970) zum Gedächtnis, hg. v. C. Ochswadt u. E. Tecklenborg (Hannover 1981); H. W. Petzet, Auf einen Stern zugehen. Begegnungen mit Martin Heidegger 1929–1976 (Frankfurt 1983); Heidegger-Handbuch (A. 2) 1ff., 515ff.; Erinnerung an Martin Heidegger, hg. v. G. Neske (Pfullingen 1977); Antwort. Martin Heidegger im Gespräch, hg. v. G. Neske u. E. Kettering (Pfullingen 1988).

⁴ Viele frühere Reden sind in GA 16 zugänglich. Ich orientiere mich jedoch gleichzeitig an vielen Sonderdrucken, die die Stadt Meßkirch bei vielen Anlässen von 1955 bis 1977 herausgegeben hat.

⁵ Vgl. z.B. Martin Heidegger u. seine Heimat (A. 3) 17–33; W. van Reijen, Der Schwarzwald u. Paris, Heidegger u. Benjamin (München 1998) 25ff.; Zimmermann (A. 3) 126ff.

⁶ Geburtstagsbrief von Fritz Heidegger zum 80. Geburtstag (1969), in: Martin Heidegger. Zum 80. Geburtstag von seiner Heimatstadt Meßkirch (Frankfurt 1969) 58–63, 60f.

⁷ Zimmermann (A. 3) 163.

⁸ Martin Heidegger. Zum 80. Geburtstag (A. 6) 7 (= Aus der Erfahrung des Denkens: GA 13, 113).

⁹ Vgl. A. 2, v.a. Denker, Schaber, Petzet, aber auch Heideggers eigene Texte, z.B. in „Mein liebes Seelchen“ (A. 3).

¹⁰ Vgl. z.B. GA 58, 65; dazu Denker, Samenkorn (A. 3) 92ff.

¹¹ Das Kriegs-Triduum in Meßkirch, in: Heidegger-Jahrbuch 1 (A. 3) 22–25, 25. Der Text stammt aus dem Jahr 1915, vgl. auch in: Martin Heidegger u. seine Heimat (A. 3) 110–115, 114f.

¹² Martin Heidegger/Elisabeth Blochmann: Briefwechsel 1918–1969, hg. v. J. Storck (Marbach am Neckar 1989) 31f., 34.

¹³ Ebd.; vgl. auch, neben den schon genannten Interpretationen, bes. Schaber (A. 3) oder R. Safranski, Ein Meister aus Deutschland. Heidegger u. seine Zeit (München 1994) 215–219.

¹⁴ Denker, Samenkorn (A. 3) 106, vgl. auch GA 16, 489.

¹⁵ Geier, Martin Heidegger (A. 3), 20, 22 u. ö.

¹⁶ Vgl. dazu die Darstellung von A. Denker, bes. in „Martin Heidegger und seine Heimat“ (zusammen mit E. Büchin), die wichtigste Veröffentlichung über Heideggers Heimat, dort auch das Kapitel „Heimat als philosophisches Leitmotiv“, 17–33, 33: „Im August 1963 besuchte Heidegger gemeinsam mit seinem französischen Freund Charles Beaufret Beuron und verbrachte einige Stunden mit ihm in der Klosterkirche. Ob er später noch einmal in Beuron war, muß eine offene Frage bleiben. Dennoch wurde Heideggers Denk- und Lebensweg von seinen Beuroner Erfahrungen entscheidend mitgeprägt. Beuron gehörte zu seiner geliebten Heimat.“ Vgl. auch Zimmermann (A. 3) 10ff., 22ff., 105ff.

¹⁷ Vgl. z.B. Martin Heidegger zum 80. Geburtstag von seiner Heimatstadt Meßkirch, 16f., 31f., 36f. = GA 16, 358–361.

¹⁸ Martin Heidegger, 26. September 1959, hg. v. der Stadt Meßkirch, Meßkirch o. J., 35 = GA 16, 561.

- ¹⁹ Eines seiner wichtigsten Bücher hat der Philosoph „Dem einzigen Bruder“ gewidmet, vgl. Vorträge u. Aufsätze (Pfullingen 1954). Die Widmung blieb auch in der GA 7 erhalten.
- ²⁰ Diese Orientierung wird besonders deutlich im Schlußwort der Habilitationsschrift, vgl. Frühe Schriften = GA 1 (Frankfurt 1978) 399–411, dazu auch M. Heidegger u. H. Rickert, Briefe 1912–1933 u. andere Dokumente. Aus den Nachlässen hg. v. A. Denker (Frankfurt 2002).
- ²¹ Vgl. K. Lehmann, Martin Heidegger u. Martin Luther. Vortrag beim Symposium „Heidegger und die christliche Tradition“ am 19./20. Mai 2006 in Mainz (im Druck, hg. v. N. Fischer).
- ²² Vgl. den Text in Heidegger-Jahrbuch 1 (A. 3) 67f.
- ²³ Veröffentlicht in: Zur philosophischen Aktualität Heideggers. Symposium der Alexander von Humboldt-Stiftung v. 24. bis 28.4.1989 in Bonn/Bad Godesberg, Bd. 2: Im Gespräch der Zeit, hg. v. D. Papenfuß u. O. Pöggeler (Frankfurt 1990) 29.
- ²⁴ Vgl. Geschichte der Philosophie von Thomas von Aquin bis Kant = GA 23 (Frankfurt 2006) 41–103, 214–225.
- ²⁵ Martin Heidegger. Zum 80. Geburtstag (A. 6) 60.
- ²⁶ Vgl. aus dem WS 1934/35 die ausführliche Interpretation der Hymne „Der Rhein“, veröffentlicht in: GA 39, Hölderlins Hymnen (Frankfurt 1980) 155–294. Zur Hölderlin-Deutung vgl. H. Helting, Heideggers Auslegung von Hölderlins Dichtung des Heiligen (Berlin 1999).
- ²⁷ Der Feldweg, in: Martin Heidegger. Zum 80. Geburtstag (A. 6) 12 = GA 13, 88.
- ²⁸ Martin Heidegger. Zum 80. Geburtstag (A. 6) 10 = GA 13, 115. Zum wichtigen Wort „Tod als Gebirg des Seyns“ vgl. Ch. Müller, Der Tod als Wandlungsmitt. Zur Frage nach Entscheidung, Tod u. letztem Gott in Heideggers „Beiträgen zur Philosophie“ (Berlin 1999) 188ff.
- ²⁹ Vgl. jetzt GA 13, 37–74.
- ³⁰ Zuerst 1969 veröffentlicht, jetzt in GA 13, 113–116. Dazu auch Zimmermann (A. 3) 18ff.
- ³¹ Vgl. dazu auch die Hinweise in: Heidegger-Handbuch (A. 2) 310, 511.
- ³² Vgl. Helting (A. 26) 68ff., 109ff., 285ff., 306ff., 321ff., 532ff. u.ö.
- ³³ Vgl. z. B. R. van de Sandt, Das Geheimnis des Feldweges. Sein u. Raum (Frankfurt 2006); Unterwegs zur Heimat. Martin Heidegger zum 100. Geburtstag, hg. v. L. Börsig-Hover (Fridingen 1989) 9ff., 13ff.
- ³⁴ Vgl. Beispiele dazu in GA 16, 130f., 163f., 168ff., 173f., 177f., 240f. u.ö.
- ³⁵ Dazu Brief über den Humanismus (1946), in: Wegmarken = GA 9, 313–364, 337ff.; Bremer u. Freiburger Vorträge = GA 79: Einblick in das was ist, 5–77; Holzwege = GA 5, 75–113, 209–267.
- ³⁶ M. Heidegger u. B. Welte, Briefe u. Begegnungen, hg. v. A. Denker u. H. Zaborowski (Stuttgart 2003) 124–127, vgl. ebd. 91–123, 142, 150.
- ³⁷ Ebd. 126f. Vgl. auch Zimmermann (A. 3) 151.
- ³⁸ Vgl. Müller (A. 28) 285–367 sowie P.-L. Coriando, Der letzte Gott als Anfang (München 1998).
- ³⁹ Vgl. H. W. Petzet, Auf einen Stern zugehen (Frankfurt 1983); vgl. zu den Hölderlin-Versen am Grab Heideggers: Heidegger u. Welte (A. 36) 128–136.
- ⁴⁰ E. Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Bd. 3 (Frankfurt 1973) 1628.